Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 16

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635987

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Doch. Es ging gut. Aber ich habe gesehen, daß das gar fein richtiges Geldverdienen ist. Geht's mir schlecht, muß ich ja nicht verhungern. Und ich muß aus dem Berdienst feinen Hauszins bezahlen und es reicht nicht dafür. Und werde ich frank, gehe ich in Baters Sanatorium, und die Schwestern schwirren nur so um mich herum. Nichts auf der ganzen Reise war mir unangenehm, im Gegenteil. Alles war schön, oder lustig, oder lehrreich, oder . . . nichts betrübte mich, als ein Ereignis, das nichts mit meiner Reise zu tun hat. Was es aber in Wirklichseit heißt, sein Brot verdienen zu müssen, das habe ich eingesehen."

"Willst du nicht auch versuchen, dein Brot zu verdienen, Irene", sagte der Herr. "Es würde dir vielleicht nachher besser bei mir schmecken."

"Was fönnte anders werden?"

"Ich nicht. Aber vielleicht hättest du dich geändert. Bieseicht würdest du einiges ändern. Es steht alles bei dir." Jorinde wurde unruhig. Was das alles wohl bedeutet? Der Herr redet mit ruhigen Worten und verzieht das Gesicht nicht, aber der bösen Stimme nach müssen seine Worte eine andere Bebeutung haben. Er lud mich doch so freundlich ein, mitzusahren. Der Wagen hielt an, man war am Ziel. Der Herr öffnete die Türe und half Jo beim Aussteigen. Er hielt sie am Handgelens seine und schob seine Tinger ihr zwischen Hand und Aermel, weit am warmen Arm hinaus. Jo war das unangenehm, sie zog die Hand rasch zurück, doch fannte sie in ihrer Unersahrensheit nicht die Bedeutung der kurzen Berührung. Sie dankte und merste sich die Telephonnummer, die die Dame ihr noch rasch nachries. Jo läutete. Das Auto war nicht mehr zu sehen, als endlich ausgemacht wurde. Eine hagere Person öffnete.

"Was wollen Sie?" fragte sie mißtrauisch. Sie trug eine glänzendgeplättete Schürze und ein schwarzes, langes Kleid, das den Boden streiste. Ihre Haare hatte sie oben auf dem Kopf zu einem kleinen Wülstchen zusammengewickelt, das der Bolksmund "Bürzi" nannte, und das jeder Frau den Stempel der Lächerlichkeit verleiht, und den Eindruck macht, als sei alles an ihr zu eng, zu klein, zu mager, und selbstverständlich zu unschön geraten.

"Ich bin Jorinde Steffen", sagte Jo. "Und ich bin eingeladen worden, hier im Hause zu wohnen."

"So, so, eingeladen", fagte die Frau und hüstelte. Jo wußte nicht, ob sie die Hausfrau vor sich habe oder eine Hilfe.

"Rommen Sie herein", sagte die hagere Berson, "Sie sind ja ganz naß. Stehen Sie hier auf den Lappen, damit nichts schmutzig wird. Und bitte, nicht auf den Strohstuhl sitzen, das verdirbt das Stroh. Hier ist eine Stabelle. Und nun kommen Sie, damit Sie die nassen Kleider oben auf der Laube ausziehen können." Soll ich umkehren, dachte Jo, oder ins Wirtschaus gehen? Das erschien ihr aber zu unhöslich dem Lehrer gegenüber.

"Sind Sie Frau Klöpfer", fragte fie.

"Natürlich. Wer sollte ich denn sonst sein? Hier im Hause laufen keine anderen Frauenzimmer herum als ich. Wäre noch schöner, das Geld denen hinzuwersen. Der Klöpfer

würde mir . . . Der Klöpfer ist nämlich mein Mann."

"So", sagte Jorinde. "Natürlich". Die Frau ging vor ihr her die Treppe hinauf und führte Jo auf eine Holzlaube, wie sie bei den meisten Häusern auf dem Land zu finden ist.

"So, da ist ein Seil. Da können Sie Ihre Kleider aufhängen."

"Aber ich habe keinen andern Rock. Nur eine Blufe.... Können Sie mir vielleicht etwas leiben? Ich bin so naß."

"Zu Duzenden habe ich die Jacken nicht vorrätig. Und die Röcke noch weniger. Wir werfen das Geld nicht weg." Jo

zog ihre Strümpfe aus dem Rucksack, der naß, und dessen Inhalt seucht war, und begann sie anzuziehen. Frau Klöpfer wich nicht von ihrer Seite.

"Das fommt von den neumodischen Spinnwebstrümpfen und zhemden, nichts hält stand. Wenn ich ein Meitschi hätte, wohl, dem wollte ich. Die fäme mir nicht mit solchem Zeug." Aber sie ging hinaus und holte eine graue, wollene Jacke, über die Jo, trot der mutmaßlichen Lächerlichkeit ihrer Erscheinung, froh war. Ihre schweren Schuhe stellte sie auf den Sims der Laube und zog ihre dünnen Morgenschuhe an. Unten rief eine hohe frächzende Stimme nach der Frau.

"Ich muß dent' wohl gehen", sagte sie, "sonst... und da ist die Stube." Sie öffnete eine Türe und zeigte auf ein Bett, einen Stuhl und eine Kommode. "Ich denke, da haben Sie alles, was Sie brauchen. Wasser ist in der Küche, und der Krug steht auch unten. Ein Handtuch liegt da, und Seise haben Sie selber." Sie ging. Jo setzte sich auf den Holzstuhl. Wenn ich nur schon wieder fort wäre, dachte sie. Was ist das für eine Person? Das kann doch nicht die Frau des Lehrers sein? Sie ging an das Fenster und sah hinaus.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35 7. Apitel.

In weniger als zwei Minuten hatte ich mich in die Kleider geworfen. Als ich an Deck kam, sah ich, daß die Sonne bereits steil am Himmel stand. Trotz des herrlichen, sonnenklaren Wetters war, soweit die Sicht reichte, nur der tiefblaue Weeresspiegel zu erspähen.

Ich fuhr mit meinen händen über die Augen.

Nicht, als ob ich das Gefühl hatte, zu träumen. Trotz eines leichten Schwindelgefühls und eines argen Hämmerns in meinem Kopf entging mir feinen Augenblick das Wirklichkeitsgefühl. Ich war mir über das Geschehene vollkommen im klaren: Die Pacht "Milica" hatte in den frühen Morgenstunden oder vielleicht schon im Laufe der Nacht die Anker gelichtet und die Fahrt nach einem mir unbekannten Ziele aufgenommen.

Plöglich hatte ich das Empfinden, daß jemand hinter mir stand. Jäh wendete ich mich um. Ich blickte in das gerötete Gesicht eines großen breiten Mannes, der, in eleganter Leinenkleidung, die dunklen, schon ergrauten Haare von der Brise leicht zerzaust, mich anstarrte.

Nun fam er, als wollte er sich überzeugen, daß ich fein Gespenst, dicht an mich heran. Er überragte mich, obgleich ich nicht gerade klein bin, um eine Haupteslänge.

Er öffnete den Mund. Sein Atem verriet, daß er trot der frühen Morgenstunde, bereits reichlich Whiskn getrunken hatte.

"Mann, wie kommen Sie auf das Schiff?" rief er. Er sprach englisch; seine Stimme klang rauh und heiser.

Da ich nicht antwortete, musterte er mich neugierig. Sein Blick wanderte von meinen hellen Schuhen auf meinen Anzug, der einen guten Schneider verriet.

"Nach einem blinden Paffagier sehen Sie ja nicht aus. Ich möchte bloß wissen, wo Sie bisher steckten...?"

Die schlanke, elegante Erscheinung, die jetzt hinter ihm auftauchte, enthob mich einer Antwort.

"Herr Weindal!!"

Obschon Milicas Gesicht Bestürzung verriet, hatte ich das deutliche Gesühl, daß sie Theater spielte.

Ich hatte noch fein Wort gesprochen; ich starrte das junge Mädchen seindselig an. Die großen, grauen Augen in dem schönen Gesicht wichen meinem Blick aus.

"Wollen Sie mir darüber Auskunft geben, wieso ich mich noch auf dem Schiff befinde..."

Ich richtete die im trockenen Ton auf deutsch gesprochenen Worte an Milica. Es ist mir selber noch ein Kätsel...", erwiderte sie scheinbar verwirrt. Und sie fügte hinzu: "Als ich in den frühen Worgenstunden von der plötzlichen Ausreise der Nacht erfuhr, ordnete ich an, die Gäste sosort zu wecken und an Land zu bringen. Man muß Sie vergessen haben... Sie befanden sich ja, da die Gästefabinen nicht ausreichten, in einer Kabine mittschiffs..."

Sie bemerkte den ungeduldigen Blick des weißgekleideten Mannes, und sich an ihn wendend, suhr sie in englischer Sprache fort: "Herr Weindal zählte zu meinen gestrigen Gästen. Ich hatte selbstverständlich nicht die geringste Uhnung, daß er sich noch auf dem Schiff befindet..."

Plöglich schien sie sich zu entsinnen, daß ich den grauhaarisgen, breitschultrigen Herrn noch nicht kannte und sie sagte: "Das ist Mr. Lawrence, der Besitzer der Yacht..."

Lawrence ergriff mit einer, wie es mir schien, nicht ganz echten Freundlichkeit meine Rechte und drückte sie. "Nun dann seien Sie auf dem Schiff willkommen, Mr. Weindal!"

Es fiel mir auf, daß er meinen Namen, obwohl er ihn aus dem Munde Milicas vorhin nur flüchtig vernommen hatte, sehr forrett aussprach. Der Umstand gab mir zu denken.

"Sie werden hungrig sein, Herr Weindal!" sagte Mr. Lawrence. In einer Viertelstunde essen wir. Bis dahin können Sie sich ein wenig in Ordnung bringen... Man wird Ihnen eine andere Kabine geben. Meine Garderobe steht Ihnen selbstverständlich zur Verfügung, wenn ich auch fürchte, daß sie Ihnen nicht gerade wie angegossen passen dürfte..."

Ein junger Neger tauchte auf. Er trug eine dunkle Hose und eine weißgestärkte Jacke. Er stierte mich ungeniert an. Mein rätselhastes Austauchen auf der Pacht schien ihm anscheinend nicht in den Kopf zu gehen.

"Kobra, Du führst den Herrn in Kabine fünf!" sprach Lawrence zu ihm.

Die große und luftige Rabine war außerordentlich elegant. Das Bett nur niedrig und breit. Ein Tisch, ein Sosa, zwei Alubsesselle und ein kleiner Schreibtisch ergänzten die Einrichtung. Den Fußboden bedeckte ein dicker orientalischer Teppich, in den die Füße förmlich versanken.

In die rechte Seitenwand war ein geräumiger Schrank eingelassen. Links führte eine Tür in den anschließenden Bade-raum. Der Neger öffnete sie. Weiße Kacheln, blanke Messing-röhren und Kristallhähne sunkelten im Scheine des Sonnen-lichts, das durch die Milchscheibe des Decksensters hereindrang.

Der Neger wartete stumm auf meine Besehle. Ich winkte ihm, er könne sich entsernen.

Kaum war ich allein, eilte ich zu dem kleinen, gediegenen Schreibtisch. Eine Briefmappe aus gepreßtem Schweinsleder wies in der rechten unteren Ecke den Namen der Nacht auf.

Darüber befand sich ein verschlungenes Monogramm aus drei Buchstaben. IBL.

Der Besitzer der Yacht war also der Millionär J. B. Lawrence, in dessen Floridaer Schloß der Maharadscha von J. beraubt wurde! Diese Entdeckung verwirrte mich noch mehr.

Als der Neger erschien, um mich zum Lunch zu führen, konnte ich es kaum erwarten, den Amerikaner und seine Nichte auf eine eindeutige Weise zur Rede zu stellen. Der Salon, in dem mich Lawrence und Milica erwarteten, übertraf alle meine Erwartungen. Die wundervolle Holztäserung, die alten Gemälde aus Meisterhand, ein entzückender Flügel, der riesige, prachtvolle Perserteppich am Boden und jeder der Einrichtungsgegenstände verriet nicht nur Kostspieligkeit, sondern auch einen erlesenen Geschmack. Obschon die Nacht einen Speisesal besah, wurde in dem Salon gegessen Auf dem gedeckten Tischstanden zwischen Porzellan, Kristall und Silber wundervolle Blumen. Milica Borgholm empfing mich mit einem strahlenden Lächeln.

Wie schön sie war!

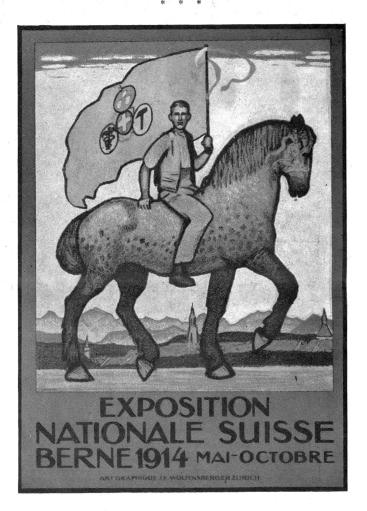
Meine berechtigte Empörung über den Streich, den man mir gespielt hatte, sank merklich. Als ich mir dessen bewußt wurde, redete ich mich erneut in But. Ich war ein Esel, daß ich mich durch das anziehende Aeußere des jungen Mädchens beeinflussen ließ! Keinen Augenblick länger wollte ich die Frasgen, die ich mir bereits zurechtgelegt hatte, hinauszögern.

Ich öffnete grimmig den Mund.

Doch in diesem Augenblick erschien mit beladenem Tablett der Steward. Er war ein älterer Mann, mit den strengen glattrasierten Zügen des Dieners aus herrschaftlichem Hause. Sein Anblick zwang mich unwillkürlich zur Beherrschung. Gut, dachte ich, schließlich kannst du dich noch eine halbe Stunde — bis das Essen vorbei ist — gedulden.

Während des ebenso auserwählten wie ausgezeichneten Essens vermied ich es, Milica anzublicken. Sie bestritt fast allein die Unterhaltung.

Fortsetzung auf Seite 377.



EMIL CARDINAUX

zu der Gedächtnisausstellung in der Berner Kunsthalle

(4. April bis 2. Mai 1937)

Die Räume der Kunsthalle sind während dieses Monats dem Andenken des im Oktober letzthin verstorbenen Berner Malers Emil Cardinaux geweiht. Sie sind im obern Stock gefüllt von seinen licht- und farbenkrohen Landschaften, seinen geistund geschmackvollen Figurenbildern und Porträts, während im untern Stock seine graphische Kunst in einer glanzvollen Kollektion von Plakaten zur Geltung kommt. Der starke künstlerische Wille, die schöpferische Geistigkeit und der schöne naturbejahende Optimismus, der die Käume oben und unten farbig durchslutet, sie lassen uns bewußt werden, daß die Schweizerkunst in Emil Cardinaux eines ihrer stärksten und fruchtbarsten Talente versoren hat. Aber auch, daß es dem Berewigten vergönnt war, seiner Kunst in den knapp sechzig Jahren seines Lebens Entscheidendes und Wertvolles zu schenken.

Und wenn wir gar in der Historie uns umsehen, und da oben werden alte, vergangene Zeiten wach, und auf Schritt und Tritt mutet es uns an wie beim Blättern einer Chronif. Welche Wandlung wird das Städtchen durchgemacht haben von dem Zeitpunft an, da der erste Greyerzgraf Turimbert am 11.º November 923 mit Boson, Bischof von Laufanne, einen Tauschvertrag unterzeichnete wegen des Zehnten Riaz. Und wieder was für Zeiten, als der Sohn Wilerins mit einer großen Zahl von Greyerzern nach dem heiligen Lande zog, um unter Gottfried von Bouillon das Banner der Grue hochzuhalten!

Krieg und Kriegsgeschrei ertönte mehr denn einmal um die trukige Feste und die Bergstadt. Hier unter Rudolf III. gegen Beter von Savonen, später unter Graf Beter III. gegen die Berner kämpfend, haben die Grenenzer vielfach in fiegreichen Schlachten ihren Mut und ihre Kraft bewiesen. Im Jahre 1304 sehen wir ihn als Schloßherr, der sich gegen den Freistaat Bern auflehnte, unterstütt von vielen Adeligen. Aber die Schlacht bei Laupen war für den Feudalbund der Untergang, und mit der hilfe der Urschweizer errang Bern einen glänzenden Sieg. Bon da weg stieg den Bernern der Mut und nun follte gegen Grenerz vorgegangen werden. Mit den Freien von Beißenburg und vielen Reifigen zogen sie gegen den Grafen Beter IV. von Gregers und den Herrn von Thurm gu Felde, murden aber von diesem geschlagen. Daß natürlich dieser Sieg gefeiert murde, versteht sich von selbst. Große Turniere wurden im Schloß abgehalten und in mancherlei Beluftigung wurde auch das Bolt herangezogen. Dabei wirkte vor allen Dingen Girard Chalamala, Spagmacher und Haushof= meister von Beter III. und Beter IV. mit. Nach alten Chronifen muß er mit viel natürlichem Wit begabt gewesen sein, wie nicht zulett auch ein ausgezeichnetes Gedächtnis gehabt haben. Er war auch der Vorsigende des hochlöblichen Narrengerichtes, das bei großen Festlichkeieten tagte, sich mit allerlei Fragen, auch Schloß und Stadt betreffend, beschäftigte, dabei auch etwa über heiklere Dinge saß, wie Liebschaften der Hofjungfrauen, Bagenstreiche, turz, alles Dinge, die mit Grenerz und seinen Leuten in Zusammenhang gebracht werden konnten.

Es muß für Greyerz, Stadt und Land eine herrliche Zeit gewesen sein, das Regime Peters IV., der mit seinen Leuten, hirten und hirtinnen alles mitmachte und so richtig Führer war. So ein Ringeltanz, der drei Tage dauerte führte die Greyerzer durchs ganze Ländchen hinauf die nach Saanen. Ueber siebenhundert Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen haben sich an diesem Zug beteiligt, der in Liedern und in der Geschichte des Landes eine große Rolle spielte. Uhland hat diesen Stoff in einem Gedicht "Der Graf von Greiers" behandelt, während Patois-Lieder in anderer Form uns davon Kenntnis geben. So fängt eines dieser Lieder an: "Le Comto de Gruvire / Se leva on matin / Il appelé son pagde Et lei dit: Bon Martin, / Va-t-in salla ma mula / Et non tzavo grison, / E vu alla in Sazima / Jo mes vatzés y sont."

Wieder ein friegerischer Herr war Audolf IV., der 1384 gegen die Walliser zog, die sich gegen Amadäus VII. von Savoyen aufgelehnt und sich sogar des Chablais bemächtigt hatten. Nur Dank dem Eingreisen der Saaner konnte eine große Niederlage verhindert werden, — immerhin mußten die Grenerzer viele Tote auf dem Schlachtselde zurücklassen. Bon seinem Nachsfolger weiß man nur, daß er während seiner kurzen Regierung mild und wohltätig regierte, Ordnung und Gerechtigkeit im Lande walten ließ.

Seine Nachfolger, Franz I. und sein Sohn Ludwig, verstanden es noch ausgezeichnet, nach allen Richtungen Bündnisse zu schließen und mit Hilse ihres Geldes auch große Sicherbeiten zu erreichen. Sie waren Nehmende und Gebende, bis dann Michael, der letzte Gregerzergraf, von Reichtum und Ehren verblendet, das Große seiner Uhnen wieder zunichte machte. Unter seinem Regime brach der Ruin über das Haus Gregerz herein, — einmal durch tolle Liebesabenteuer, den Dienst an fremden Hösen und durch Schulden. Die Lagsatung in Baden erklärte am 9. November 1554, daß der Graf seine

Länder und Güter seinen Gläubigern abzutreten habe, jedoch unter Borbehalt der Rechte und Freiheiten. Im daraufolgenden Jahre wurde das Gebiet von den Ständen Freiburg und Bern in Besig genommen, während Graf Michael das Land verließ und sich in Frankreich niederließ. Greyerz bekam durch die Tagsatung der Kantone nun in der Person des Edlen Johann von Castella, Herr von Châtel-St. Denis, einen provisorischen Guvernator. Um 2. Dezember 1855 seisteten die neuen Untertanen den gnädigen Herren von Freiburg den Treueid, die dann als ersten Landvogt Anton Krummenstall einsesten

Endvögte regierten nun in der Folge die Grafschaft bis zum Jahre 1798. Die Burg wurde ihr Wohnsitz und von 1803 an derjenige der Regierungsstatthalter (und von 1815 Sig der Oberamtmänner). Die "Très=honoré=Seigneurs", wie fie ge= nannt wurden, verließen die Burg erft 1848, als das Schloß in Privatbesit überging und von den neuen Besitzern zu einem Museum verklungener Zeiten gemacht wurde. Wie ein Ubruzzennest ragt es über dem Tal der Saane empor. Feierliches Schweigen, das Ewigkeiten ahnen läßt, lastet um das urgraue Burggemäuer. Benn wir heute durch das Städtchen mandern, wo der silberne Gregerzer Kranich in vielen Wappen, Em= blemen anzutreffen ist, Jahreszahlen aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert uns grußen, so fehlt nur noch eines droben im Schloß: Reifroddemoiselles, sich erluftierend, Burgfrauen in Saube und züchtiger Buffärmeltracht, von dort weit hinaus= schauend in die anmutige, schöne Landschaft des Gregerzer= landes.

Es gibt wohl keinen besseren Bers, der auf Grenerz Bezug hätte, als der Bierzeiler Mußmanns:

"Die Türme und die Mauern, sie schau'n so truzig drein, Als sollte ewig dauern, ihr sestgefügt Gestein.

Es ift, als stünd' geschrieben am Tor der stillen Stadt: hier ift einst steh'n geblieben der Zeiten eilend Rad!"

("Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

Lawrence sprach fein Wort; er speiste mit mächtigem Appetit und trank viel. Ich konnte das Ende des Essens kaum erwarten. Obschon ich jedes Recht besaß, von den beiden über Ziel und Dauer der Fahrt Auskunft zu verlangen, empfand ich eine unerklärliche Scheu vor der Aussprache.

Endlich war es so weit.

Der Steward mit dem Hoflakaiengesicht brachte Schnäpse und Zigarren. Auf das Drängen des Amerikaners steckte ich mir eine der dicken Havannas an. Milica, die Zigarette zwischen den Lippen, schritt an den Flügel und öffnete ihn. Ich hielt es nicht länger aus.

"Bielleicht gedulden Sie sich noch einen Augenblick, Fräulein Borgholm!" Meine Worte klangen ungewollt barsch.

Milica und Lawrence sahen mich überrascht an. Ich mäßigte ein wenig meine Stimme, als ich fortsuhr: "Ich glaube das Recht zu besitzen, an Sie einige Fragen zu richten. Bor allem: Warum zwangen Sie mich zu dieser Keise?"

Meine Frage hatte eine merkwürdige Wirkung.

Onkel und Nichte begannen gleichzeitig zu lachen. Der rauhe Baß des Millionärs war es, der eine Antwort gab.

"Aber, Herr Beindal! Wie fommen Sie bloß auf eine so bizarre Idee? Selbstverständlich steht es Ihnen frei, die Pacht in dem Augenblick zu verlaffen, da wir den Hafen von Beirut anlaufen..."

Ich sprang auf.

"Ich foll mit Ihnen bis nach Beirut??!"

"Da Sie sich nun einmal gewollt oder ungewollt an Bord des Schiffes befinden, müssen Sie schon unsere Gastfreundschaft dis Beirut beanspruchen", kam gelassen die Untwort.

Aber ich habe nicht die geringste Luft, diese lange Reise mitzumachen!" rief ich verzweifelt. "Sie können mich doch im ersten Hafen aussetzen!"

"Der erste Hafen ist eben Beirut!" erwiderte unbewegt der Amerikaner. Da ich ihn verskändnissos anstarrte, fügte er erklärend hinzu: "Ich habe in Monte Carlo eine Wette abgeschlossen, daß ich mit meiner Dacht spätestens Donnerstag mittag in Beirut bin, also in Refordzeit das Mittelländische Weer von Westen nach Osten durchguere. Ich würde Ihnen ja gerne den Gefallen tun, den nächsten nordafrikanischen Hafen anzulaufen, aber bei der Wette geht es um eine Summe, die auch für mich nicht unbedeutend ist. Und schließlich...", nun lachte Lawrence, "ist es ja nicht mein Verschulden, daß Sie sich auf dem Schiffe besinden!"

In mir kochte es. Ich glaubte natürlich kein Wort von dieser sonderbaren Wette. Lawrence und Milica lag zweisellos nur daran, mich für eine Zeit festzuhalten. Ich bezwang meine Empörung und fragte ruhig:

"Sie erlauben mir doch, daß ich eine Funkdepesche ab = fende?"

"So viele, wie Sie wollen, Herr Weindal!" erwiderte freundlich Lawrence.

"Und wird Ihr Funker meine Depesche weiterleiten, wenn diese an die französischen Hafenbehörden gerichtet ist?"

Lawrence lächelte.

"Auch dann, Herr Weindal. Aber bitte, bedenken Sie, welchen Eindruck Ihr Telegramm auf die Behörden machen wird. Falls sie die Depesche nicht für einen schlechten Scherz halten, werden sie höchstens die Weinung gewinnen, daß der Funker der Pacht "Wilica" zu tief in das Glas geschaut hat. Oder glauben Sie etwa, daß auf die Depesche hin ein Kriegsschiff sofort mit Bolldampf die Jagd auf die "Wilica" aufnehmen wird...?"

Ich schluckte und sagte, so ruhig ich es eben vermochte: "Ich sehe, Mr. Lawrence, daß mir nichts übrig bleibt, als zu dem bösen Spiel gute Miene zu machen. Aber wissen Sie, wie jeder Staatsanwalt Ihre Handlung nennen würde?"

"Doch nicht etwa Freiheitsberaubung?" "Ganz genau so", sagte ich kühl.

8. Rapitel.

Ich hatte plötslich meine Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Als wäre ich an der ganzen Angelegenheit unbeteiligt, wendete ich mich dem Flügel zu. Ich hatte während der Unterredung mit Lawrence vermieden, Milica anzusehen. Sie saß noch immer auf dem kleinen Drehstuhl vor dem Klavier und blickte mich an

Es war derfelbe flehende Blick, mit dem fie mich, den Unbekannten, vor acht Tagen auf der Straße gebeten hatte, Williams zu folgen.

Und auch diesmal tat ich etwas, gegen das fich die Bernunft in mir empörte. Ich wendete mich wieder zu Lawrence und sagte: "Mr. Lawrence, ich sprach vielleicht unüberlegt. Entschuldigen Sie meine Worte."

Der Millionär reichte mir lachend die Hand.

"Sie befanden sich in einem Erregungszustand, der Sie auf Gedanken brachte, auf die Sie sonst nie verfallen wären. Aber sprechen wir nicht weiter darüber . . . "

Am liebsten hätte ich ihm das Glas, mit dem er mir zutrank, aus der Hand geschlagen. Ich konnte Lawrence in diesem Augenblick, da er mir mit echter oder falscher Großmütigkeit vergab, weniger denn je leiden. Ich beherrschte mich und sagte: "Sie mögen recht haben, Herr Lawrence, ich war sehr erregt."

Milica sah mich dankbar an. Ihre schönen, wohlgeformten Finger ruhten noch immer regungslos auf den Tasten des Klaviers. Lawrence wandte sich an sie: "Mil, willst Du nicht etwas singen?"

"Ja, Jerry", erwiderte sie mechanisch.

Es war mir bereits aufgefallen, daß fie Lawrence einfach Jerry nannte.

Hauchzart erklangen die ersten Töne.

Welch wundervolle Stimme das junge Mädchen besaß! Berzückt starrte ich auf den schön geschwungenen Mund der Singenden. Glockenklar und mühelos entströmten ihrer Rehle die füßen, bezaubernden Klänge eines altenglischen Liedes.

Lawrence, die qualmende Zigarre zwischen den großen, gelblichen Zähnen, lauschte ebenfalls reglos. Sein schwerer Körper versank in dem tiefen Klubsesseit; die geröteten Lider waren halb gesenkt und ließen nur einen schmalen Spalt seiner Alugen sehen. Er stöhnte leise

Da wurde die Tür zum Salon geöffnet. In ihrem Rahmen stand ein langaufgeschossener, rothaariger Mann. Er trug eine blaue Jacke mit Goldtressen. Die ebenfalls goldverbrämte Rappe hielt er in der Hand.

In den schweren Mann im Klubsessel kam plötzlich Leben. "Kommen Sie, Kapitän", rief Lawrence munter.

Der Rothaarige näherte sich mit dem breiten, schaufelnden Gang der Seeleute.

"Rapitän D'Connor! — Herr Beindal, ein lieber Gaft", stellte der Schiffseigentümer vor.

Falls der Ire sich Gedanken über mein unerwartetes Auftauchen auf dem Schiff machte, so verstand er es ausgezeichnet, diese Gedanken zu verbergen. Sein langes, für einen Seemann auffallend farbloses Gesicht zeigte keine Spur von Ueberraschung.

"Der Kapitän ist ein Meister des Brigdespiels", erklärte Lawrence. "Ich hoffe, Sie spielen Brigde, Herr Weindal!"

"Leider nicht", log ich.

Ich hatte keine Sehnsucht danach, Lawrence die Reise zu verfürzen. Er machte eine bedauernde Miene.

"Schade. Auch Mil ift feine Spielerin. Alle meine Bemühungen, ihr das Spiel beizubringen, hatten keinen Erfolg. Ein Glück, daß meine Schiffsoffiziere leidliche Partner sind."

Lawrence war, wie ich mich im Laufe der nächsten Tage überzeugen konnte, ein besessener Brigdespieler. Der Kapitän, der Funker und der Chefingenieur waren seine ständigen Bartner. Ich glaube, die drei Schiffsoffiziere waren von Lawrence weniger ihrer beruslichen Fähigkeit, als vielmehr ihrer Fertigkeit im Brigdespiel wegen engagiert worden. Er bezahlte sie gut und gab ihnen die Summen, die er ihnen im Spiel abnahm, in Form außerordentlicher Zulagen zurück.

Schon furz nach dem Diner setzten sich die vier Männer an den Spieltisch. Da die Nacht ausreichend bemannt war, wurden die Offiziere nicht weiter vermißt.

Ich hätte um mein Leben gern mit Milica unter vier Augen gesprochen, aber den ganzen Nachmittag bot sich dazu keine Gelegenheit.

Das Diner wurde gemeinsam mit den Offizieren eingenommen, nach dem Effen setzen sich die vier Männer sogleich wieder zum Spiel zusammen.

Milica und ich sahen dem Spiel zunächst eine Weile zu. Dann erhob sie sich und gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen

Ich wartete, um Auffehen zu vermeiden, noch ein wenig, dann schritt auch ich hinaus.

Es war eine tiefblaue, sternklare Nacht. Trot der Finsternis an Deck erblicke ich Milica sosort. Sie stand an der Reling und starrte auf die im Scheine der Steuerbordlaterne gespenstisch arün erscheinenden Wellen.

Ich dachte zunächst, Milica hätte mein Kommen überhört. Ich stand bereits dicht hinter ihr, als sie sich umdrehte.

Die Bewegung war so unerwartet, daß ich nicht mehr Beit fand, zurückzutreten. Wir prallten sast zusammen. Weine Arme griffen unwillfürlich schützend nach ihr. Die Berührung war nur furz, aber sie brachte mein Blut ins Wallen.

Ich pries die Dunkelheit, die Milica verhinderte, mein Gesicht zu sehen. Es hätte ihr meine Verwirrung bestimmt verraten. Ich war bisher Frauenreizen nur schwer zugänglich gewesen. Während meiner Laufbahn als geseierter Artist boten sich mir zu leichten Siegen häusig Chancen. Ich verschmähte sie. Warum aber übte dieses Mädchen, dem zu mißtrauen ich reichlich Gründe hatte, einen unerklärlichen Zauber auf mich aus...? Ich fand keine Antwort darauf. Wie Millionen anderer Männer in gleichen Situationen auf eine ähnliche Frage keine Erwiderung fanden.